

Fjodor Michailowitsch Dostojewski



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSE



Fjodor M. Dostojewski

AUFZEICHNUNGEN
AUS EINEM TOTEN HAUS

Herausgegeben und übersetzt
von Barbara Conrad

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26573-8

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: In the Corridor of the District Court, 1897 (oil on canvas),

Kasaktin, Nikolaj Alekseevich (1859–1930) © Sebastopol Art

Museum, Sebastopol, Ukraine / Bridgeman Images

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ERSTER TEIL

EINLEITUNG

In den entlegenen Gegenden Sibiriens, inmitten von Steppen, Bergen oder undurchdringlichen Wäldern, trifft man hin und wieder auf kleine Städte von tausend, höchstens zweitausend Einwohnern, aus Holz gebaut, unansehnlich, mit zwei Kirchen – eine in der Stadt, die andere auf dem Friedhof –, Städte, die eher einem großen Dorf im Moskauer Umland gleichen als einer Stadt. Gewöhnlich sind sie überaus wohlversorgt mit Kreispolizeichefs, Beisitzern und all dem sonstigen subalternen Amtspersonal. Überhaupt ist Staatsdienst in Sibirien, ungeachtet der Kälte, außerordentlich wärmend. Einfache Menschen leben dort, nicht liberale; es herrscht die althergebrachte solide, in Jahrhunderten sanktionierte Ordnung. Die Beamten, die zu Recht die Rolle einer sibirischen Aristokratie spielen, sind entweder einheimische, festverwurzelte Sibirier oder Zugereiste aus Russland, meist aus den Hauptstädten, die durch das zusätzlich gezahlte volle Gehalt, die doppelten Fuhrgelder sowie verführerische Hoffnungen auf die Zukunft angelockt wurden. Diejenigen unter ihnen, die das Rätsel des Lebens zu lösen verstehen, bleiben fast immer in Sibirien und schlagen genießerisch ihre Wurzeln. Und bringen dann reiche und süße Frucht. Die anderen allerdings, leichtfertig und unfähig, das Lebensrätsel zu lösen, sind bald Sibiriens überdrüssig und fragen sich bekümmert, weshalb sie da nur hingeraten sind. Voller Ungeduld leisten sie ihre gesetzliche Dienstzeit ab, drei Jahre, bemü-

hen sich gleich danach um Versetzung und kehren, Sibirien schlechtmachend und belächelnd, nach Hause zurück. Sie haben unrecht: Nicht bloß unter dienstlichen, sondern sogar unter manch anderen Aspekten kann man glücklich sein in Sibirien. Das Klima ist hervorragend; es gibt viele bemerkenswert reiche und gastfreundliche Kaufleute, viele äußerst wohlhabende Andersstämmige. Junge Damen blühen wie Rosen und sind sittsam bis ins letzte Extrem. Vogelwild fliegt durch die Straßen und stößt selbst auf den Jäger. Champagner trinkt man unmäßig. Der Kaviar ist hervorragend. Die Ernte erbringt mancherorts das Fünffache ... Überhaupt ein gesegnetes Land. Man muss nur verstehen, es zu nutzen. In Sibirien versteht man, es zu nutzen.

In einem dieser heiteren und selbstzufriedenen Städtchen mit seinen äußerst liebenswerten Bewohnern, die in meinem Herzen unauslöschlich in Erinnerung bleiben, begegnete ich Alexander Petrowitsch Gorjantschikow, einem Strafansiedler, in Russland als Adliger und Gutsbesitzer geboren und später wegen der Ermordung seiner Frau als Zuchthäusler der zweiten Kategorie verschickt, der nach Ablauf der ihm vom Gesetz bestimmten zehnjährigen Zuchthausstrafe demütig und unhörbar sein Leben als Ansiedler in der kleinen Stadt K. fristete. Eigentlich war er einem Amtsbezirk nicht weit von der Stadt zugewiesen, aber er wohnte in der Stadt, weil er dort die Möglichkeit hatte, mit dem Unterrichten von Kindern wenigstens einen geringen Lebensunterhalt zu verdienen. In sibirischen Städten trifft man häufig solche Strafansiedler als Lehrer; man hat dort keine Skrupel, sich ihrer zu bedienen. Sie un-

terrichten vorwiegend die französische Sprache, die ja so unentbehrlich ist für das Weiterkommen im Leben und von der man ohne diese Lehrer in den entlegenen Gegenden Sibiriens keine Ahnung hätte. Zum ersten Mal traf ich Alexander Petrowitsch im Hause eines altväterlichen, verdienten und gastfreundlichen Beamten, Iwan Iwanytsch Gwosdikow, Vater von fünf zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Töchtern unterschiedlichen Alters. Viermal die Woche gab ihnen Alexander Petrowitsch Unterricht zu dreißig Silberkopeken die Stunde. Sein Äußeres weckte mein Interesse. Er war ein ungewöhnlich blasser und hagerer Mann, noch nicht alt, etwa fünfunddreißig, klein und abgezehrt. Gekleidet war er stets sehr reinlich, europäisch. Wenn man mit ihm reden wollte, betrachtete er einen unverwandt und aufmerksam, lauschte jedem Wort mit ernster Höflichkeit, sich gleichsam hineindenkend, als ob man ihm mit der Frage eine Aufgabe stellen oder ein Geheimnis ausforschen wollte, und antwortete schließlich knapp und klar, dabei aber jedes Wort dermaßen abwägend, dass es einem plötzlich geradezu peinlich wurde und man zu guter Letzt froh war über das Ende des Gesprächs. Damals erkundigte ich mich bei Iwan Iwanytsch über Gortjantschikow und erfuhr, dass er ein untadelig sittliches Leben führte und dass Iwan Iwanytsch ihn sonst ja gar nicht für seine Töchter angestellt hätte; aber dass er schrecklich ungesellig sei, vor allen verberge er sich, sei ungewöhnlich gelehrt, läse viel, rede jedoch äußerst wenig, und dass es jedenfalls sehr schwierig sei, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Manche behaupteten, er habe wohl den Verstand verloren, auch wenn sie fanden, dass das eigentlich kein schwerwiegender Mangel wäre, und viele Honoratioren der

Stadt seien bereit, Alexander Petrowitsch in jeder Weise zuvorkommend zu begegnen, und dass er ja auch nützlich sein könnte, um Bittschriften zu schreiben und anderes mehr. Man nahm an, er müsse wohl eine ansehnliche Verwandtschaft in Russland haben, vielleicht sogar nicht die Unbedeutendsten, wusste aber, dass er seit seiner Verbannung beharrlich jegliche Verbindung zu ihnen abgebrochen hatte – mit einem Wort, sich schadete. Zudem konnten alle bei uns seine Geschichte, wussten, dass er seine Frau umgebracht hatte, schon im ersten Jahr seiner Ehe, aus Eifersucht umgebracht und dann sich selbst angezeigt hatte (was seine Strafe erheblich milderte). Derartige Verbrechen betrachtet man immer als ein Unglück und bedauert sie. Doch ungeachtet dessen hielt sich dieser Sonderling beharrlich fern von allem und zeigte sich unter den Menschen nur, um Stunden zu geben.

Anfangs schenkte ich ihm keine besondere Aufmerksamkeit; aber ich weiß selbst nicht, warum, allmählich begann er mich zu interessieren. Es war etwas Rätselhaftes an ihm. Mit ihm ins Gespräch zu kommen war schlichtweg unmöglich. Natürlich beantwortete er stets meine Fragen, sogar mit einer Miene, als hielte er das für seine erste Pflicht; doch nach seinen Antworten fiel es mir irgendwie schwer, ihn weiter auszufragen, ja, auf seinem Gesicht zeigte sich nach solchen Unterhaltungen immer so etwas wie Leiden und Erschöpfung. Ich erinnere mich, wie ich einmal eines schönen Sommerabends mit ihm von Iwan Iwanytsch kam. Da hatte ich plötzlich den Einfall, ihn kurz auf ein Zigarettchen zu mir einzuladen. Ich kann nicht beschreiben, was für ein Entsetzen sein Gesicht ausdrückte, er geriet völlig außer Fassung, stammelte etwas Zusam-

menhangloses und stürzte auf einmal mit einem grimmi- gen Blick auf mich in die entgegengesetzte Richtung. Ich war perplex. Seither, wenn wir uns begegneten, sah er mich gleichsam schreckerfüllt an. Doch ich gab nicht auf; irgend- etwas zog mich zu ihm, und einen Monat später sprach ich einfach mir nichts, dir nichts bei ihm vor. Natürlich war das dumm und taktlos. Er wohnte ganz am Stadtrand, bei einer kleinbürgerlichen Alten und ihrer schwindsüchtigen Toch- ter, die ein uneheliches Kind hatte, ein Mädchen von zehn Jahren, ein hübsches und fröhliches Kind. Alexander Petro- witsch saß gerade bei der Kleinen und unterrichtete sie im Lesen, als ich eintrat. Als er mich erblickte, geriet er so in Verwirrung, als hätte ich ihn bei einem Verbrechen ertappt. Er verlor vollkommen die Fassung, sprang vom Stuhl auf und starrte mich an. Schließlich setzten wir uns, er folgte angespannt jedem meiner Blicke, als vermutete er hinter einem jeden einen besonderen, geheimnisvollen Sinn. Ich merkte, er war argwöhnisch bis zum Wahnsinn. Voller Hass sah er mich an, als wollte er fragen: »Wann endlich gehst du?« Ich redete mit ihm über unser Städtchen, die letzten Neuigkeiten; er hüllte sich in Schweigen und lächelte grim- mig, es zeigte sich, dass er nicht nur nichts von den alltäg- lichsten, allen bekannten städtischen Ereignissen wusste, sondern sich nicht einmal dafür interessierte. Dann begann ich von unserer Gegend und ihren Erfordernissen; er hörte mir schweigend zu und blickte mir so sonderbar in die Au- gen, dass ich mich schließlich schämte für unser Gespräch. Übrigens hätte ich ihn fast mit neuen Büchern und Zeit- schriften aus der Reserve gelockt; ich hatte sie bei mir, frisch von der Post, und bot sie ihm noch unaufgeschnitten an. Er warf einen begierigen Blick darauf, änderte aber so-

fort wieder seine Absicht und lehnte meinen Vorschlag ab, murmelte etwas von Zeitmangel. Endlich verabschiedete ich mich und spürte, als ich herauskam, dass mir eine unerträgliche Last von der Seele fiel. Ich schämte mich und kam mir äußerst dumm vor, dass ich mich einem Menschen aufgedrängt hatte, der es doch gerade zu seiner wichtigsten Aufgabe gemacht hatte, sich so weit wie möglich von aller Welt zurückzuziehen. Aber es war nun einmal geschehen. Ich erinnere mich noch, dass ich Bücher bei ihm so gut wie keine gesehen hatte, dass also nicht stimmte, wenn von ihm behauptet wurde, er läse viel. Als ich jedoch zweimal sehr spät in der Nacht an seinem Fenster vorbeikam, bemerkte ich dort Licht. Was machte er wohl, wenn er bis zum Morgen grauen aufblieb? Schrieb er etwa? Und wenn, was wohl?

Umstände entfernten mich für drei Monate aus unserem Städtchen. Bei der Rückkehr, bereits im Winter, erfuhr ich, dass Alexander Petrowitsch im Herbst gestorben war, in Einsamkeit gestorben, und dass er kein einziges Mal einen Arzt gerufen hatte. Im Städtchen hatte man ihn bereits mehr oder weniger vergessen. Seine Wohnung stand leer. Ich begab mich unverzüglich zur Wirtin des Verstorbenen, weil ich herausbekommen wollte: Womit hatte sich ihr Mieter eigentlich beschäftigt, hatte er nicht vielleicht irgendetwas geschrieben? Für ein Zwanzigkopekenstück brachte sie mir einen ganzen Korb Papiere, hinterlassen von dem Verstorbenen. Die Alte gestand, zwei Heftchen habe sie bereits verbraucht. Sie war eine mürrische und schweigsame Frau, aus der man nur mühsam etwas Vernünftiges herausbekommen konnte. Über ihren Mieter vermochte sie mir nichts sonderlich Neues zu sagen. Nach ihren Worten hatte er beinahe nie irgendetwas gemacht und monatelang

weder Bücher aufgeschlagen noch eine Feder in die Hand genommen, stattdessen sei er nächtelang in seinem Zimmer auf und ab gegangen und habe nur immer über irgend etwas nachgedacht, manchmal auch mit sich selbst geredet; ihre Enkelin Katja habe er sehr gemocht und verwöhnt, vor allem seit er erfahren hatte, dass sie Katja hieß, und dass er jedes Mal am Tag der hl. Katharina gegangen sei, um eine Seelenmesse für jemanden lesen zu lassen. Gäste habe er nicht ausstehen können; ausgegangen sei er nur, um Kinder zu unterrichten; er habe sogar sie, die alte Frau, scheel angesehen, wenn sie einmal die Woche kam, um wenigstens ein bisschen in seinem Zimmer aufzuräumen, und fast nie in all den drei Jahren habe er auch nur ein Wort mit ihr gewechselt. Ich fragte Katja, ob sie sich noch an ihren Lehrer erinnere? Sie blickte mich schweigend an, dann drehte sie sich zur Wand und brach in Tränen aus. Also hatte dieser Mensch wenigstens jemanden dazu bringen können, ihn zu lieben.

Ich nahm seine Papiere mit und ging sie einen ganzen Tag lang durch. Drei Viertel davon waren bedeutungslos, leere Papierfetzen oder Schönschreibübungen von Schülern. Aber da gab es noch ein Heft, ziemlich umfangreich, mit kleiner Schrift vollgeschrieben und nicht zu Ende geführt, vielleicht vom Autor selbst verworfen und vergessen. Es war, wenn auch nicht zusammenhängend, eine Beschreibung des zehnjährigen Zuchthauslebens, das Alexander Petrowitsch durchgestanden hatte. Verschiedentlich war die Beschreibung durch eine andere Erzählung unterbrochen, irgendwelche seltsamen grauenvollen Erinnerungen, holperig, verkrampft, wie auf jemandes Drängen hin skizziert. Ich las diese Bruchstücke mehrmals durch und

war beinahe überzeugt, dass sie im Wahnsinn geschrieben waren. Doch die Katorga-Aufzeichnungen – »Szenen aus einem toten Haus«, wie er sie selbst irgendwo in seinem Manuskript nennt – schienen mir nicht ganz uninteressant. Eine vollkommen neue, bisher unbekannte Welt, das Befremdliche mancher Fakten, einige besondere Bemerkungen über das verlorene Volk begeisterten mich, und einiges las ich voller Spannung. Natürlich kann ich mich irren. Doch ich werde alle Kapitel veröffentlichen; möge das Publikum entscheiden ...

DAS TOTE HAUS

Unser Gefängnis stand am Rand der Festung, direkt am Festungswall. Schaust du bisweilen durch die Ritzen im Zaun in Gottes freie Welt, ob du nicht irgendetwas erblicken kannst, und siehst dann nichts als ein Stückchen Himmel und den hohen, von Steppengras überwucherten Erdwall und auf dem Wall die Wachposten, die dort Tag und Nacht auf und ab gehen, dann kommt dir gleich in den Sinn, dass Jahre dahingehen und du genauso herkommst und durch die Ritze im Zaun schaust und denselben Wall erblickst, genau solche Wachposten und dasselbe kleine Stückchen Himmel, nicht diesen Himmel über dem Gefängnis, sondern den anderen, den fernen freien Himmel. Stellt euch einen großen Hof vor, zweihundert Schritt in der Länge und hundertfünfzig Schritt in der Breite, der ringsum in Form eines unregelmäßigen Sechsecks mit einer hohen Palisadenwand eingezäunt ist, das heißt, mit einer Wand aus hohen Pfählen, die senkrecht tief in die Erde gerammt sind, seitlich eng miteinander verkantet, mit Querbalken verstärkt und oben zugespitzt: da habt ihr die Außenwand des Gefängnisses. An einer Seite der Umzäunung ist ein stabiles Tor eingefügt, immer verschlossen, immer, Tag und Nacht, von Wachposten bewacht, man öffnet es nur auf Befehl für den Ausmarsch zur Arbeit. Hinter diesem Tor war die lichte freie Welt, lebten Menschen wie jedermann. Doch diesseits des Zauns stellte man sich diese Welt unwirklich vor, wie ein Märchen. Hier hatte man

seine eigene Welt, die nichts anderem mehr gleich war, hier hatte man seine eigenen Gesetze, seine Kostüme, seine Sitten und Bräuche, hatte bei lebendigem Leib ein totes Haus, ein Leben wie nirgendwo und Menschen von eigener Art. Diesen eigenartigen Winkel also will ich jetzt beschreiben.

Wenn ihr durch den Zaun in den Hof kommt, erblickt ihr dort mehrere Gebäude. Zu beiden Seiten des breiten Innenhofs erstrecken sich zwei lange, eingeschossige Blockhäuser. Das sind die Kasernen. Hier wohnen die Häftlinge, verteilt nach Kategorien. Dann, im hinteren Teil der Umzäunung, noch so ein Blockhaus: das ist die Küche, geteilt für zwei Artels; und weiter noch ein Gebäude, wo sich die Keller, Lager und Schuppen unter einem Dach befinden. Die Mitte des Hofes ist leer, ein ebener, ziemlich großer Platz. Hier treten die Häftlinge an, finden die Kontrolle und der Namensappell morgens, mittags und abends statt, manchmal noch ein paarmal am Tag, je nach Argwohn der Wachhabenden und ihrem Geschick, rasch abzuzählen. Ringsum, zwischen den Gebäuden und dem Zaun, bleibt noch ziemlich viel Raum. Hier, an der Rückseite der Gebäude, pflegen manche der Inhaftierten, die eher abweisen und finstern, in der arbeitsfreien Zeit umherzugehen und versteckt vor aller Augen ihren Gedanken nachzuhängen. Wenn ich ihnen bei diesen Spaziergängen begegnete, vertiefte ich mich gern in ihre mürrischen, gebrandmarkten Gesichter und rätselte, worüber sie wohl nachdachten. Da gab es einen Verbannten, dessen Lieblingsbeschäftigung es war, in der freien Zeit die Pfähle abzuzählen. Anderthalbtausend waren es, und er kannte sie alle und ganz genau. Jeder Pfahl bedeutete bei ihm einen Tag, jeden Tag zog er einen Pfahl ab und konnte sich so an den restlichen nicht

abgezogenen Pfählen veranschaulichen, wie viele Tage ihm noch im Gefängnis blieben bis zum Ende der Zwangsarbeit. Er war ehrlich erfreut, wenn er eine Seite des Sechsecks zu Ende gebracht hatte. Viele Jahre musste er noch warten, aber im Gefängnis hatte man Zeit, um Geduld zu lernen. Ich habe einmal erlebt, wie sich ein Häftling von den Kameraden verabschiedete, der zwanzig Jahre in der Katorga verbracht hatte und nun endlich in die Freiheit ziehen konnte. Einige erinnerten sich noch, wie er das erste Mal ins Gefängnis gekommen war, jung, sorglos, weder an sein Verbrechen noch an seine Strafe auch nur einen Gedanken verschwendend. Er verließ es als grauhaariger Alter, mit düsterem und traurigem Gesicht. Schweigend ging er durch alle unsere sechs Kasernen. Beim Betreten der Kasernen verrichtete er jedes Mal ein Gebet vor den Heiligenbildern, verabschiedete sich dann mit einer tiefen Verbeugung von seinen Kameraden und bat sie, ihn in guter Erinnerung zu behalten. – Ich erinnere mich auch, wie man einmal einen Häftling, früher ein wohlhabender sibirischer Bauer, gegen Abend zum Tor rief. Ein halbes Jahr davor hatte er die Nachricht erhalten, dass seine einstige Frau geheiratet hatte, und war darüber sehr traurig geworden. Jetzt war sie selbst zum Gefängnis gefahren, hatte ihn herausgerufen und ihm eine milde Gabe gebracht. Sie redeten zwei Minuten miteinander, schluchzten beide und verabschiedeten sich für immer. Ich sah sein Gesicht, als er in die Kaserne zurückkam ... Ja, an diesem Ort konnte man Langmut lernen.

Wenn es dunkel wurde, brachte man uns alle in die Kasernen, wo dann für die ganze Nacht zugesperrt wurde. Mir fiel es immer schwer, aus dem Freien zurückzukehren in

unsere Kaserne. Das war ein langer, niedriger und bedrückender Raum, trübe beleuchtet von Talgkerzen und voll schwerem stickigem Geruch. Heute kann ich es nicht mehr fassen, wie ich die zehn Jahre dort ausgehalten habe. Auf dem Bretterrost hatte ich drei Bretter: das war mein ganzer Platz. Auf diesem Bretterrost waren allein in unserem Raum dreißig Mann untergebracht. Im Winter wurde früh zugesperrt; vier Stunden galt es dann zu warten, bis alle eingeschlafen waren. Bis dahin aber – Lärm, Stimmengewirr, Gelächter, Flüche, Kettengeklirr, Kohler Rauch und Ruß, rasierte Köpfe, gebrandmarkte Gesichter, zerlumppte Kleidung, nichts als beschimpftes, entehrtes Volk ... Ja, zählebig ist der Mensch! Der Mensch ist ein Geschöpf, das sich an alles gewöhnen kann, und das ist, glaube ich, seine beste Definition.

Wir waren zu insgesamt zweihundertfünfzig Mann im Gefängnis untergebracht, eine nahezu feststehende Zahl. Die einen kamen, andere hatten ihre Frist abgesessen und gingen, wieder andere starben. Und was für Volks war da zusammengepfercht! Ich glaube, jedes Gouvernement, jeder Winkel Russlands hatte hier seine Repräsentanten. Auch Angehörige anderer Volksstämme gab es, sogar ein paar Strafverbannte von den kaukasischen Bergvölkern. All das war eingeteilt nach dem Schweregrad der Verbrechen, folglich nach der Anzahl der für das Verbrechen festgesetzten Jahre. Es gibt vermutlich kein Verbrechen, das hier nicht seinen Vertreter gehabt hätte. Den Hauptteil der Gefängnisinsassen bildeten die Strafverbannten ziviler Kategorie. Das waren Verbrecher, denen sämtliche Standesrechte entzogen waren, abgeschnittene Scheiben vom Laib der Gesellschaft, mit gebrandmarktem Gesicht zum ewi-

gen Zeugnis ihrer Verstoßung. Sie waren für ein Strafmaß von acht bis zwölf Jahren Zwangsarbeit verschickt und wurden danach irgendwo als Strafansiedler über die sibirischen Gebiete verteilt. Es gab auch Verbrecher der militärischen Kategorie, denen die Standesrechte nicht entzogen waren, wie generell in den Strafkompagnien des russischen Militärs. Sie wurden nur für kurze Fristen verschickt und kehrten nach deren Ablauf wieder dorthin zurück, von wo sie gekommen waren, unter die Soldaten in die sibirischen Linienbataillone. Viele von ihnen kamen fast unmittelbar danach wegen wiederholter schwerer Verbrechen ins Gefängnis zurück, nun aber nicht mehr für kurze Fristen, sondern für zwanzig Jahre. Diese Kategorie hieß »Ständige«. Doch nicht einmal die »Ständigen« büßten sämtliche Standesrechte ein. Schließlich gab es noch die besondere Kategorie der Schwerstverbrecher, die vorwiegend aus dem Militär kamen und ziemlich zahlreich waren. Das war die »Sonderabteilung«. Aus ganz Russland wurden die Verbrecher hierhergeschickt. Sie selbst hielten sich für »Ewige« und kannten keine Frist für ihre Zwangsarbeit. Dem Gesetz nach sollte ihnen das Arbeitspensum verdoppelt oder verdreifacht werden. Im Gefängnis blieben sie bis zur Einführung der allerschwersten Zwangsarbeiten in Sibirien. »Euch die Frist und uns der Katorga entlang«, sagten sie zu den anderen Inhaftierten. Später habe ich gehört, dass diese Kategorie abgeschafft wurde. Außerdem soll in unserer Festung auch die Zivilordnung aufgehoben und stattdessen eine einzige allgemeine militärische Häftlingskompanie geschaffen worden sein. Damit änderte sich natürlich auch die Leitung. Ich beschreibe also alte Zeiten, Umstände, die längst vergangen und vorbei sind.

Schon lange ist das her; all das erscheint mir jetzt wie im Traum. Ich erinnere mich noch, wie ich in das Gefängnis kam. Das war abends im Dezember. Es dämmerte schon, die Leute kehrten von der Arbeit zurück, machten sich fertig zur Kontrolle. Ein schnurrbärtiger Unteroffizier öffnete mir endlich die Tür in dieses seltsame Haus, in dem ich so viele Jahre verbleiben, so viele Empfindungen ertragen musste, von denen ich mir, bevor ich sie nicht tatsächlich durchlebt habe, auch nicht annähernd eine Vorstellung hätte machen können. Zum Beispiel hätte ich mir nie vorstellen können, was daran Schreckliches und Quälendes ist, dass ich in all den zehn Jahren meiner Katorga kein einziges Mal, auch nicht eine Minute, allein sein würde. Bei der Arbeit immer unter Bewachung, zu Hause mit zweihundert Kameraden, und kein Mal, nicht ein einziges Mal allein! Übrigens musste ich mich daran wohl noch gewöhnen!

Es gab hier Mörder per Zufall und Mörder von Beruf, Räuber und Anführer von Räubern. Es gab schlichte Taschendiebe und Vagabunden – aber auch gewerbsmäßige Spezialisten für Raub oder Einbruchsdiebstahl. Es gab manche, bei denen es schwer zu entscheiden war, für was sie wohl hierhergeraten sein mochten. Dabei hatte jeder seine Geschichte, verworren und schwer, wie ein Kater nach dem Besäufnis. Im Allgemeinen redeten sie wenig über ihre Vergangenheit, mochten kaum erzählen und bemühten sich offensichtlich, nicht an das Vergangene zu denken. Ich kannte unter ihnen sogar Mörder, die derart fröhlich waren und nie auch nur nachdenklich wurden, man hätte wetten können, dass ihr Gewissen ihnen niemals den geringsten Vorwurf machte. Doch gab es auch finstere Gesellen, die fast immer schweigsam waren. Überhaupt erzählte

kaum je einer sein Leben, und Neugier war einfach nicht Mode, irgendwie nicht üblich, gehörte sich nicht. Es sei denn, einer kam mal vor lauter Nichtstun ins Reden, aber der andere hörte dann nur ungerührt und finster zu. Keiner konnte hier irgendeinem imponieren. »Wir sind lesekundige Leute!«, sagten sie häufig, mit merkwürdiger Selbstzufriedenheit. Ich erinnere mich noch, wie einmal ein Räuber im Rausch (in der Katorga konnte man sich manchmal betrinken) anfang zu erzählen, wie er einen fünfjährigen Buben abgeschlachtet habe, wie er ihn erst mit einem Spielzeug getäuscht und irgendwo in einen leeren Schuppen gelockt und ihn dann dort abgestochen habe. Die ganze Kaserne, die sich bis dahin über seine Späße amüsiert hatte, schrie auf wie ein Mann, und der Räuber musste den Mund halten; nicht aus Empörung schrien sie, sondern weil man *darüber nicht reden sollte*, weil es sich nicht gehörte, *darüber* zu sprechen. Nebenbei bemerkt waren diese Leute tatsächlich gebildet, und zwar keineswegs im übertragenen Sinn, sondern buchstäblich. Sicher mehr als die Hälfte von ihnen konnte lesen und schreiben. An welchem anderen Ort, wo russisches Volk in großen Massen versammelt ist, könntet ihr einen Haufen von zweihundertfünfzig Mann herausgreifen, von denen die Hälfte lesen und schreiben kann? Ich habe später gehört, jemand wollte aus entsprechenden Angaben folgern, dass die Lesefähigkeit das Volk verderbe. Das ist ein Irrtum, dafür gibt es ganz andere Ursachen, auch wenn nicht zu leugnen ist, dass die Lesefähigkeit im Volk ein Selbstbewusstsein entwickelt. Aber das ist ja keineswegs ein Fehler. – Unterschieden wurden die einzelnen Kategorien nach der Kleidung: bei den einen war die halbe Jacke dunkelbraun und die andere Hälfte grau,

genauso bei den Hosen – ein Bein war grau, das andere dunkelbraun. Einmal bei der Arbeit kam eine junge Kalátschenverkäuferin zu uns Häftlingen, musterte mich lange eindringlich und brach plötzlich in Gelächter aus. »Pfui, wie sieht das aus!«, schrie sie, »das graue Tuch hat nicht gereicht und das schwarze auch nicht!« Es gab auch einige, bei denen die ganze Jacke aus grauem Tuch war, bloß die Ärmel waren dunkelbraun. Auch der Kopf wurde unterschiedlich rasiert: bei den einen der halbe Kopf dem Schädel entlang, bei den anderen quer zum Schädel.

Auf den ersten Blick konnte man deutlich etwas Gemeinsames an dieser ganzen seltsamen Familie erkennen; selbst die ausgeprägtesten, originellsten Köpfe, die unwillkürlich die anderen beherrschten, auch sie bemühten sich, in den allgemeinen Ton des gesamten Gefängnisses zu verfallen. Überhaupt behaupte ich, dass dieses Volk, mit Ausnahme einiger weniger unermüdlicher Spaßvögel, die dafür allgemein verachtet wurden, mürrisch war, missgünstig, schrecklich eitel, prahlerisch, leicht zu beleidigen und in höchstem Maße auf Formen bedacht. Die Fähigkeit, sich über nichts zu wundern, galt als oberste Tugend. Alle waren besessen davon, nach außen Haltung zu bewahren. Doch nicht selten verwandelte sich äußerste Überheblichkeit mit blitzartiger Geschwindigkeit in äußersten Kleinmut. Es gab ein paar wirklich starke Personen; die waren einfach und machten keine Faxen. Doch seltsamerweise waren unter diesen wirklich starken Persönlichkeiten einige extrem, geradezu krankhaft eitel. Überhaupt stand Eitelkeit, das Aussehen, an erster Stelle. Die meisten waren sittlich verkommen und schreckliche Taugenichtse. Klatsch und üble Nachrede hörten nie auf – es war die Hölle, die

wahre Hölle. Doch keiner wagte, sich gegen das innere Reglement und die herrschenden Sitten des Gefängnisses aufzulehnen, alle unterwarfen sich. Da gab es manchmal sehr markante Charaktere, die sich nur mit großer Mühe unterordneten, und doch ordneten sie sich unter. Auch kamen Typen ins Gefängnis, die es schon in Freiheit allzu toll getrieben, jedes Maß überschritten hatten, so dass sie schließlich ihre Verbrechen verübten, als wären es nicht sie selbst, als wüssten sie selbst nicht, weshalb, als wäre es im Fieberwahn geschehen, im Rausch, häufig aus einer ins Extrem gesteigerten Geltungssucht. Aber bei uns wies man sie gleich in die Schranken, auch wenn doch einige, bevor sie im Gefängnis landeten, der Schrecken ganzer Dörfer und Städte gewesen waren. Wenn so ein Neuling sich dann umschaute, merkte er schnell, dass er nicht mehr dorthin geraten war, dass er hier keinem mehr imponieren konnte, und unmerklich schickte er sich drein und verfiel in den allgemeinen Ton. Dieser allgemeine Ton entstand rein äußerlich aus einer besonderen eigenen Würde, von der nahezu jeder Bewohner des Gefängnisses durchdrungen war. Als sei der Titel eines Zuchthäuslers, eines Verurteilten, tatsächlich eine Art Rang, und zwar ein ehrenvoller. Keine Anzeichen von Scham oder Reue! Übrigens gab es auch eine gewisse äußerliche, sozusagen offizielle Demut, eine Art, gelassen zu räsonieren: »Wir sind verlorene Menschen«, sagte man etwa; »Wusstest die Freiheit nicht zu schätzen, jetzt kriech durch die grüne Gasse, prüf die Reihen«, oder: »Hast nicht auf Vater und Mutter gehört, dann hör jetzt auf die Trommel«. – »Wolltest nicht Gold sticken, dann hau jetzt Steine klein.« So etwas wurde oft gesagt, manchmal als Moralpredigt, manchmal als übliche Wen-

dung, als Spruch, aber nie in vollem Ernst. Es waren bloß Worte. Wohl kaum einer hätte sich im Inneren seine Gesetzesverstöße eingestanden. Da versuche nur einer, der nicht Zuchthäusler ist, einem Häftling sein Verbrechen vorzuwerfen, ihn auszuschelten (auch wenn es übrigens nicht russischer Art entspricht, einem Verbrecher Vorwürfe zu machen) – die Schimpferei nähme kein Ende. Und was für Meister waren sie im Schimpfen! Sie schimpften raffiniert, kunstvoll. Das Schimpfen wurde bei ihnen zur Wissenschaft erhoben; sie bemühten sich nicht so sehr um kränkende Worte als um den kränkenden Sinn, den Geist, die Idee – und das immer raffinierter, immer giftiger. Und entwickelten diese Wissenschaft mit endlosen Streitereien immer weiter. Dies ganze Volk schuftete unter der Fuchtel, folglich war es unnützlich, folglich verkam es moralisch: wenn es nicht schon früher verkommen war, verkam es in der Katorga. Sie alle hatten sich hier nicht aus eigenem Willen versammelt, waren alle einander fremd.

»Eher hat der Teufel drei Paar Schuhe zerschlissen, als uns in einem Haufen beisammen!«, sagten sie selbst über sich, deshalb standen Klatsch, Intrigen, üble Nachrede, Neid, Gezänk, Bosheit immer im Vordergrund in diesem Höllenleben. Niemand sonst hätte sich damit so hervortun können wie manche von diesen Mordbuben. Ich wiederhole, es gab auch starke Persönlichkeiten unter ihnen, Charaktere, die es gewohnt waren, zeitlebens vorzupreschen und zu befehlen, gestählte, furchtlose Gesellen. Irrendwie verehrte man sie unwillkürlich, und sie bemühten sich ihrerseits, auch wenn sie meist eifersüchtig auf ihren Ruhm bedacht waren, den anderen doch im Großen und Ganzen nicht zur Last zu fallen, ließen sich nicht ein auf

leeres Geschimpfe und benahmen sich mit außerordentlicher Würde, waren besonnen und fast immer der Obrigkeit gehorsam – nicht aus prinzipiellem Gehorsam, nicht aus Pflichtbewusstsein, sondern einfach so, wie nach Übereinkunft, aus Einsicht in die beiderseitigen Vorteile. Übrigens ging man mit ihnen auch vorsichtig um. Ich erinnere mich noch, wie man einmal einen dieser Häftlinge, einen furchtlosen und resoluten Mann, der bei der Obrigkeit für seine grausamen Neigungen bekannt war, wegen irgendeines Vergehens zur Bestrafung aufrief. Es war zur arbeitsfreien Zeit an einem Sommertag. Der Stabsoffizier, der nächste unmittelbare Vorgesetzte des Gefängnisses, kam selbst zum Wachhaus, das direkt neben unserem Tor stand, um der Exekution beizuwohnen. Dieser Major war ein Verhängnis für die Häftlinge, er hatte sie so weit gebracht, dass sie vor ihm zitterten. Streng bis zum Wahnsinn, »fiel er über die Leute her«, wie die Zuchthäusler sagten. Am meisten fürchteten sie an ihm seine durchdringenden Luchsaugen, vor denen man nichts verbergen konnte. Er sah gleichsam ohne hinzuschauen. Betrat er das Gefängnis, dann wusste er bereits, was am anderen Ende los war. Die Häftlinge nannten ihn den Achtäugigen. Sein System war aber falsch. Mit seinem Toben, seinen üblen Maßnahmen machte er nur die schon erbitterten Menschen noch zorniger, und wenn nicht über ihm noch der Kommandant gewesen wäre, ein edler und vernünftiger Mann, der hin und wieder seine wilden Ausfälle mäßigte, er hätte mit seiner Führung noch größeres Unheil angerichtet. Es ist mir unbegreiflich, wie er wohlbehalten enden konnte; er ging frisch und munter in seinen Ruhestand, allerdings wurde er dann später doch noch vor Gericht gestellt.

Der Häftling erleichte, als man ihn aufrief. Gewöhnlich legte er sich schweigend und entschlossen unter die Ruten, erduldet schweigend die Bestrafung und stand danach auf, als wäre nichts geschehen, und betrachtete das ihm widerfahrene Missgeschick philosophisch und kaltblütig. Übrigens ging man mit ihm immer vorsichtig um. Doch diesmal glaubte er sich aus irgendeinem Grund im Recht. Er erleichte, und unbemerkt von der Wache gelang es ihm, ein scharfes englisches Schustermesser in den Ärmel zu stecken. Messer und jegliche scharfen Instrumente waren aufs strengste verboten im Gefängnis. Durchsuchungen gab es häufig, überraschend und nicht zum Spaß, die Strafen waren grausam, aber da es schwierig ist, bei einem Dieb etwas zu finden, wenn der beschlossen hat, etwas mit Bedacht zu verstecken, und da Messer und Werkzeug tagtägliche Notwendigkeit im Gefängnis waren, gingen sie nie aus, trotz der Durchsuchungen. Und wenn sie weggenommen wurden, fanden sich unverzüglich neue. Die gesamte Katorga stürzte zum Zaun und schaute beklommenen Herzens durch die Ritzen zwischen den Pfählen. Alle wussten, dass Petrow sich diesmal nicht unter die Ruten legen wollte und dass für den Major das Ende gekommen war. Aber im entscheidenden Moment bestieg unser Major die Kutsche und fuhr weg, nachdem er die Durchführung der Exekution einem anderen Offizier übertragen hatte. »Da hat ihn der Herrgott selbst gerettet!«, sagten die Häftlinge darauf. Was Petrow betrifft, so ließ er die Strafe vollkommen ruhig über sich ergehen. Sein Zorn war mit der Abreise des Majors verflogen. Der Häftling ist bis zu einem gewissen Grad gehorsam und ergeben; doch gibt es eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Nebenbei: nichts ist vielleicht

spannender als diese seltsamen Ausbrüche von Ungeduld und Widerspenstigkeit. Oft hält es ein Mensch ein paar Jahre aus, schickt sich drein, erträgt die grausamsten Strafen, und plötzlich reißen alle Dämme wegen irgendeiner Kleinigkeit, einer Bagatelle, wegen fast nichts. In gewisser Hinsicht könnte man ihn sogar wahnsinnig nennen, und man tut es auch.

Ich sagte bereits, dass ich im Laufe von einigen Jahren bei diesen Menschen nicht das kleinste Anzeichen von Reue bemerkt habe, nicht den leisesten bedrückenden Gedanken an ihr Verbrechen, und dass sich die meisten von ihnen innerlich ganz im Recht glaubten. Das ist eine Tatsache. Natürlich liegt das in vielen Fällen an ihrer Eitelkeit, den schlechten Beispielen, ihrem Draufgängertum oder auch an falscher Scham. Andererseits, wer könnte schon behaupten, er habe diese verlorenen Herzen bis in die Tiefe erforscht und habe dort das vor der Welt Verborgene gelesen? Man hätte doch vielleicht in so vielen Jahren wenigstens etwas bemerken, wahrnehmen, in diesen Herzen irgendeine Regung erhaschen können, die von innerem Gram, von Leiden zeugte. Aber das gab es nicht, absolut nicht. Ja, das Verbrechen kann offenbar nicht unter fertigen, vorgegebenen Gesichtspunkten verstanden werden, und seine Philosophie ist wohl etwas schwieriger, als man glaubt. Natürlich können Gefängnisse und das System der Zwangsarbeit den Verbrecher nicht bessern; sie bestrafen ihn nur und sichern die Gesellschaft vor weiteren Anschlägen des Übeltäters auf ihre Ruhe. Im Verbrecher aber entwickeln Gefängnis und die schwerste Zwangsarbeit nur Hass, nur die Gier nach verbotenen Genüssen und einen schrecklichen Leichtsinnsinn. Ich bin fest davon überzeugt, dass das berühmte Zellensystem

tem bloß ein falsches, ein trügerisches äußerliches Ziel erreichen kann. Es würde allen Lebenssaft aus dem Menschen saugen, seine Seele enervieren, schwächen, verschrecken und dann eine moralisch ausgetrocknete Mumie präsentieren, einen halb Wahnsinnigen als Muster an Besserung und Reue. Natürlich hasst der Verbrecher die Gesellschaft, gegen die er sich aufgelehnt hat, und glaubt sich fast immer im Recht, schuld aber sei sie. Zudem ist er ja von ihr bereits gestraft worden und hält sich dadurch fast für geläutert, für quitt mit ihr. Unter solchen Gesichtspunkten könnte man im Grunde zu dem Schluss kommen, dass man den Verbrecher selbst eigentlich freisprechen müsste. Doch ungeachtet aller möglichen Gesichtspunkte wird wohl niemand leugnen, dass es Verbrechen gibt, die immer und überall, nach sämtlichen nur möglichen Gesetzen, von Anbeginn der Welt an unstreitig für Verbrechen angesehen und auch so lange dafür gehalten werden, bis der Mensch aufhört, Mensch zu sein. Nur im Gefängnis habe ich Erzählungen von den schrecklichsten, den widernatürlichsten Taten gehört, von ungeheuerlichsten Morden, erzählt mit unbändigstem, kindlich fröhlichem Lachen. Besonders ein Mörder seines Vaters geht mir nicht aus dem Sinn. Er war ein Adliger, hatte gedient und war bei seinem sechzigjährigen Vater so etwas wie der verlorene Sohn. Sein Benehmen war ganz und gar liederlich, er hatte sich in Schulden verwickelt. Der Vater suchte ihm Grenzen zu setzen, ihn zu bereden; doch der Vater hatte ein Haus, es gab ein Vorwerk, man vermutete Geld, und – der Sohn brachte ihn um, gierte nach dem Erbe. Das Verbrechen wurde erst nach einem Monat aufgeklärt. Der Mörder selbst hatte Anzeige bei der Polizei erstattet, dass sein Vater unbekannt verschwunden sei. Die-

sen ganzen Monat verbrachte er aufs unmoralischste. Endlich, in seiner Abwesenheit, fand die Polizei die Leiche. Im Hof verlief der ganzen Länge nach ein Graben für den Abfluss des Unrats, mit Brettern bedeckt. In diesem Graben lag die Leiche. Sie war bekleidet und ordentlich zurechtgemacht, der graue Kopf war abgeschnitten und an den Rumpf gelehnt, und unter den Kopf hatte der Mörder ein Kissen gelegt. Er legte kein Geständnis ab, doch Adel und Rang wurden ihm aberkannt, und er wurde zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verschickt. Die ganze Zeit, die ich mit ihm zubrachte, war er in gehobenster, heiterster Geistesverfassung. Er war ein verwöhnter, leichtsinniger, in höchstem Maße unvernünftiger Mensch, wenn auch keineswegs ein Dummkopf. Ich habe nie irgendeine besondere Grausamkeit an ihm bemerkt. Die Häftlinge verachteten ihn nicht wegen seines Verbrechens, das nie erwähnt wurde, sondern wegen seiner Albernheiten, weil er sich nicht benehmen konnte. In Gesprächen erwähnte er manchmal seinen Vater. Einmal, als er sich mit mir über die gesunde Konstitution unterhielt, die in seiner Familie erblich sei, fügte er hinzu: »Zum Beispiel *mein Erzeuger*, der klagte nämlich bis an sein Ende nie über irgendeine Krankheit.« Eine derart barbarische Gefühllosigkeit ist natürlich unerträglich. Es ist ein Phänomen, ein Defekt in der Konstitution, eine körperliche und psychische Abnormität, die der Wissenschaft noch nicht bekannt ist, und nicht einfach ein Verbrechen. Selbstverständlich glaubte ich nicht an dieses Verbrechen. Doch die Menschen aus seiner Stadt, die sämtliche Einzelheiten seiner Geschichte kennen mussten, erzählten mir seine ganze Geschichte. Die Fakten waren dermaßen klar, dass man unmöglich daran zweifeln konnte.